



Gabriela
Hesz

Die
Kronsteins
TAGE DES STURMS

Roman

Weltbild

Die Kronsteins

Gabriela Hesz

Gabriela Hesz wurde 1963 geboren. Sie arbeitet, wenn sie nicht schreibt, für die Stadt Wien. Seit dem Auszug ihrer Töchter lebt die Autorin mit zwei alten Hunden in ihrem Haus im Weinviertel.

Gabriela Hesz

Die Kronsteins

Roman

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Ohmstraße 8a, 86199 Augsburg
Copyright © der Originalausgabe 2021 dotbooks GmbH, München
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Umschlagmotiv: www.buerosued.de; Anna Buczek / Arcangel
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-98507-313-9

Kapitel 1

Wie die laufenden Bilder dieser neomodischen Kinematografen in den Wiener Lichtspieltheatern, so wechselten vor Annemaries Augen die landschaftlichen Szenarien in unglaublicher Geschwindigkeit. Der Eisenbahnzug schoss wie ein geölter Blitz mit schwindelerregenden neunzig Pferdestärken auf den Schienen der Kaiser-Franz-Joseph-Bahn dahin und verkürzte ihre Heimreise nach Böhmen um gut und gern ein Drittel der früheren Fahrtzeit.

Vor mehr als zwölf Jahren war Annemarie zum ersten Mal mit einer noch sehr gemächlich dahinzuckelnden Eisenbahn von Pilsen nach Wien gereist. Damals hatte dieses riesige schwarze Dampfross dem zehnjährigen Mädchen einen gewaltigen Schrecken eingejagt. Eine mächtige Salve zischenden Dampfes war plötzlich durch die Räder geschossen und hatte die Kleine für einige Sekunden in einer warmen Dunstwolke verschwinden lassen.

Im Laufe der Jahre hatte dieses furchterregende Ungeheuer seinen Schrecken jedoch verloren, und die Lokomotive war Annemarie zu einer vertrauten Begleiterin geworden. Seither hatte es keine Bahnfahrt mehr gegeben, bei der sie nicht über den Perron ging und mit einem wehmütigen Lächeln an dieses frühe Schreckenserlebnis zurückdachte.

Mit gemischten Gefühlen blickte sie aus dem Fenster des Holzklassewaggons, an dem die abgeernteten Felder des Spätsommers vorüberzogen. Es war ungewiss, ob und wann sie wieder in die Kaiserstadt zurückkehren würde, die ihr

mit den Jahren immer mehr ans Herz gewachsen war. Dabei hatte es lange Zeit gedauert, bis sie als kleines Mädchen das Heimweh nach ihren Eltern, den dichten Wäldern und frischen Wiesen, den verträumten Teichen und plätschernden Flüssen Westböhmens in den Griff bekommen hatte.

Selbst nach so vielen Jahren lief ihr immer noch das Wasser im Mund zusammen, wenn sie an Dorotas Powidl-Tatscherln, an Bramobrákys, aber vor allem an ihr Szegediner Gulasch mit den böhmischen Knödeln dachte. Die Wirtschaftlerin des Grubendirektors hatte für die sporadisch heimkehrende Tochter stets eines ihrer Lieblingsgerichte gekocht und es zusammen mit einem frisch abgezapften Krug kühles Pilsner auf den Tisch gestellt.

Seit Annemarie erwachsen war, hatte Dorota immer Jiri in die Pilsner Brauerei geschickt, um für das gnädige Fräulein ein Fässchen *Pilsner Urquell* zu holen, obwohl es verpönt war, wenn Damen von Stand Bier tranken. Der gelbe Gerstensaft war das böhmische Nationalgetränk und dem Proletariat vorbehalten, denn Wein aus den Anbaugebieten um Litomerice oder Znaim konnten sich nur die wenigsten leisten. Dorota war der festen Überzeugung, dass nur das »flüssige Brot« zu deftigen böhmischen Schmankerln passte, und ignorierte die gesellschaftlichen Gepflogenheiten.

Annemarie war ein kleines Mädchen gewesen, als sie ihre Mutter erstmals in die Grubensiedlung begleitet hatte. Einer der Bergarbeiter hatte die Frau »Direkta-Inschener« geholt, weil seine Frau unter einem schweren Husten litt. Die Familie war arm und besaß so gut wie kein Geld, um die Heilerin für ihre Dienste und den selbst gemachten Hustensaft aus dem frischen Antrieb von Fichten, viel Waldhonig und

hochprozentigem Alkohol zu bezahlen. Als Dank für ihre Großmütigkeit hatte der Ehemann der Gemahlin des Grubendirektors und ihrem Töchterchen den letzten Rest seines lauwarmen, schon ziemlich abgestandenen Biers aufgetischt. Dieses Geschenk hatte die Heilerin keinesfalls ablehnen können, wenn sie nicht den Stolz des Mannes verletzen wollte.

Genauso wie ihre Mutter hatte Annemarie zaghaft an dem abgeschlagenen Blechbecher genippt. Der erste Schluck des schalen Biers war bitter und ziemlich widerlich gewesen, aber mit jedem weiteren Schluck hatte ihr der lauwarmer Gerstensaft besser geschmeckt. Zu guter Letzt hatte Annemarie nicht nur ihren eigenen Becher, sondern auch den ihrer wertigen Frau Mama leer getrunken. Leicht angesäuselt hatte sie sich mit ihrer Mutter auf den Heimweg gemacht, während der Nachgeschmack des Biers noch angenehm in ihrem Mund nachklang.

Seit diesem Zeitpunkt war ein frisch abgezapftes Pilsner Annemaries Lieblingsgetränk, auch wenn sie sich durch diese Vorliebe den Unwillen ihres Vaters zugezogen hatte, der auf die standesgemäßen Verhaltensregeln seiner Tochter großen Wert legte.

Sie hatte wirklich großes Glück gehabt, dass die gut situierte Wetti-Tant aus Wien ihr Kost und Logis gewährte. Ohne sie hätte Annemarie heute keinen Studienabschluss in der Tasche. Ihr Vater, Leopold Polgar, war ja damals noch ein kleiner Bergbauingenieur in der Steinkohlegrube der Grafen von Kronstein gewesen. Sein Salär hätte niemals gereicht, den innigsten Wunsch seines einzigen Kindes zu erfüllen. Also hatte ihm seine jüngere Schwester unter die Arme gegriffen.

Von Zuneigung und großer Dankbarkeit beseelt, öffnete Annemarie die elegante Lederhandtasche, die ihr die Wetti-Tant als Abschiedsgeschenk gekauft hatte – nicht zuletzt auch deshalb, weil die Tasche so perfekt zu ihren braunen Stiefeletten, den feinen Glacéleder-Handschuhen und dem rehbraunen Reisekostüm passte.

Während Annemarie nach der Fotografie suchte, hallte ihr noch immer die nasal mahnende Stimme der Wetti-Tant in den Ohren und ließ sie schmunzeln: »Merke dir, Kind: Eine elegant gekleidete und gut frisierte Dame ist wie ein lebendes Kunstwerk, das ihren Wert am Heiratsmarkt wie die Aktien an der Börse in die Höhe schnellen lässt. Gut gekleidet zu sein, ist nicht immer eine Frage des Geldes, sondern in erster Linie eine des Stils und des guten Geschmacks. Menschen, die nicht ordentlich und stilgerecht gekleidet sind, haben jedes Anrecht auf Hochachtung und standesgemäße Behandlung verwirkt.«

Die Schwester Leopold Polgars hatte keine eigenen Kinder. Deshalb war Annemarie für die Wetti-Tant viel mehr als nur ihre Nichte. Sie hatte das Mädchen nach ihren ganz persönlichen Wertvorstellungen zu einer selbstständigen jungen Frau erzogen, die noch dazu eine profunde Ausbildung vorweisen konnte.

Endlich hatte Annemarie die Fotografie gefunden, auf der sie mit ihrer Tante abgebildet war. Ihre Mentorin trug das schneeweiße, kunstvoll hochgesteckte Haar unter einem ausladenden weinroten Samthut, der mit einer riesigen schwarzen Marabufeder und einer schwarzen Satinschleife geschmückt war. Ihr mausgraues, lose geschnittenes Kleid – das nach neuester Pariser Mode ohne Korsett

getragen wurde und nur bis zu den Knöcheln reichte – wirkte sehr elegant und vornehm. Genau dieser Kontrast von Bombast und Schlichtheit ließ sie unglaublich mondan erscheinen.

Als die Fotografie angefertigt worden war, war Annemarie gerade von einer Vorlesung aus der Universität nach Hause gekommen. Die Studentin hatte nur ihren einfachen grünen Wollrock und die weiße Rüschenbluse mit der Kameilienbroche getragen, die ihr die Wetti-Tant zu ihrem achtzehnten Geburtstag geschenkt hatte. Zum Umziehen war damals keine Zeit mehr geblieben, da der Fotograf mit seiner unhandlichen Camera obscura zum nächsten Termin eilen musste. Trotzdem war Annemarie neben ihrer herausgeputzten Tante der Blickfang auf der Fotografie. Obwohl die körnige Schwarz-Weiß-Aufnahme nicht besonders scharf war, konnte man doch auf Anhieb ihre Schönheit erkennen: die hohe Stirn mit den leicht schräg gestellten Mandeläugen, die gerade Nase und die vollen, roten Lippen in dem schmal geschnittenen Gesicht, die perfekt zu der schwarzen Lockenpracht passten.

Die beiden Frauen posierten vor dem neu gestalteten Außenportal der Schneiderei, deren Inhaberin die Wetti-Tant war. Die Schneiderin hatte dem unansehnlichen Geschäfts-trakt am Anfang der Wiedner Hauptstraße mit holzvertäfelten Auslagen und einer dieser neumodischen Karusselltüren ein sehr elitäres Aussehen verliehen. Die Drehtür war für das kleine Geschäftslokal fast zu wuchtig, machte aber einen enormen Wind. Über dem eindrucksvollen Eingang der Schneiderwerkstatt stand in schlichten Goldbuchstaben *Maison Couture Vienne* geschrieben.

Vor vielen Jahren hatte die noch ziemlich junge Barbara Fuchs – die im engsten Familienkreis immer nur »Wetti« gerufen wurde – die Schneiderei direkt hinter der Karlskirche von ihrem alternden Lehrherrn übernommen. Durch harte und akribische Arbeit war es ihr gelungen, ihre Vision wahr werden zu lassen und die heruntergekommene Schneiderwerkstatt zu einem der ersten Mode-Ateliers in der Kaiserstadt zu machen.

Die Wetti-Tant schnappte fast jede modische Novität auf. Als gewiefte Geschäftsfrau wusste sie nur zu gut, dass sich die eher einfältigen und nicht sehr modebewussten Damen der Wiener Gesellschaft nichts einreden ließen und kaum risikobereit waren. Deshalb zäumte sie das Pferd beim Schwanz auf und trug selbst die neuesten Kreationen, um den Damen den angesagten Modestil schmackhaft zu machen.

In der Belle Époque war alles Französische sehr gefragt und wurde als elitär und vornehm empfunden. Die noch junge Witwe des unscheinbaren Finanzbeamten Ignaz Fuchs, der an der Ruhr gestorben war, war zum richtigen Zeitpunkt auf diesen Zug aufgesprungen und präsentierte ihren Modosalon in frankophiler Mondänität.

Obwohl die Wetti-Tant der französischen Sprache nicht mächtig war, redete sie im Salon mit einem Akzent. Immer wieder ließ »Madame Legrande«, wie sie sich in ihrem Atelier nennen ließ, einige französische Wortfetzen wie *s'il vous plaît, merci, enchanté, mon dieu* oder *au revoir* einfließen. Damit verkauften sich ihre Kleider und Accessoires bei den Damen des gut betuchten Wiener Bürgertums noch besser, auch wenn die Wetti-Tant gar nicht mit eigenen modischen

Kreationen oder Inspirationen aufwarten, sondern nur kopieren konnte.

Nichtsdestotrotz war Madame Legrande eine gottbegnadete Schneiderin, die die aufwendigsten und kniffligsten Roben aus den gängigen Pariser Modemagazinen eins zu eins nachzuschneiden wusste.

Oft war Annemarie nach der Schule im Hinterzimmer des Ladens zwischen unzähligen Stoffballen, Zwirnspulen, Probierpuppen und meterhoch gestapelten Korsetts gesessen und hatte auf der Ablagefläche einer alten Singer-Nähmaschine ihre Hausaufgaben geschrieben, weil sie nicht ganz allein in der Wohnung über dem Salon der Tante bleiben wollte.

Währenddessen hatte Madame Legrande ihre Klientel im luxuriösen Repräsentationsraum des Salons empfangen, wo sie den wirklich guten Kundinnen sogar französischen Champagner servieren ließ. Die Flaschen bezog sie aus einer billigen Wiener Sektkellerei und klebte selbst kreierte Etiketten mit der Aufschrift *Champagne Veuve Cliquot* darauf.

Anfänglich war der unter Heimweh leidenden Annemarie das große Mitteilungsbedürfnis der teilweise sehr bornierten Damen der bürgerlichen Oberschicht ziemlich auf die Nerven gegangen. Sie hatte die Tür des Hinterzimmers bis auf einen Spalt zugezogen, um das ständige Geschwätz der Kundinnen zu dämpfen.

Im Laufe der Jahre war der Türspalt aber immer breiter und waren Annemaries Ohren immer größer geworden. Die erwachsen gewordene Studentin hatte es mehr und mehr genossen, den Klatschgeschichten zu lauschen, die sich meist um das Kaiserhaus drehten.

Besonders wenn die eitle Frau Medizinalrat Novotny – die wie viele andere Damen guter Herkunft am Standesamt promoviert hatte – im Salon gewesen war, wurde Annemarie hellhörig. Hinter vorgehaltener Hand, aber doch so laut, dass das Getuschel problemlos zu verstehen war, hatte die sensationslüsterne Kundin ihre Tante beim Abstecken der Rocklänge mit den neuesten Latrinenparolen versorgt. So hatte Annemarie erfahren, dass des Kaisers Bruder homosexuell war. Aus diesem Grund hatte der Monarch für Erzherzog Ludwig das Schloss Klessheim in Salzburg gekauft, damit er dort ungestört seinen »abartigen« Vorlieben nachgehen konnte.

Auch der Mord an Kaiserin Sissi war lange Zeit ein Quell von Spekulationen und Befürchtungen gewesen. Irgendwann aber war das Interesse an der toten Monarchin versiegt gewesen, und man hatte sich wieder an den Lebenden orientiert. Vorzugsweise hatte Katharina Schrott, die Geliebte des Monarchen, im Mittelpunkt der Neugier der Kundinnen gestanden. Es hatte in den bourgeoisen Kreisen größte Empörung ausgelöst, dass diese *amour fou* zwischen dem Kaiser und der bürgerlichen Burgschauspielerin von der damals noch lebenden Sissi forciert worden war. Sissi wollte von Franz Joseph in Ruhe gelassen werden, um unabhängig und inkognito durch Europa reisen zu können. Die niederträchtigen Bemerkungen der Klatschtanten hatten nicht lange auf sich warten lassen. Die Ermordung der Kaiserin sei insofern kein Wunder gewesen, wenn sie einfach ohne Eskorte am Genfer See herumspazierte. Dort war sie von einem Anarchisten wie ein Schwein abgestochen worden ...

Während Annemarie noch in den Klatschgeschichten längst vergangener Tage versunken war, fuhr der Zug unter lautem Quietschen in die Haltestelle Budweis ein. Der Lärm der Bremsen riss sie genauso schnell aus ihren Gedanken wie die lauten Stimmen und Rufe, die durch das geschlossene Waggonfenster zu hören waren. Erst jetzt fiel Annemarie auf, dass der Perron voll war mit Soldaten, die den blauen Rock des Kaisers trugen.

An den Felduniformen konnte sie nicht gleich erkennen, welches Regiment auf den Zustieg wartete. Doch als die Militärkapelle den Marsch der Hoch- und Deutschmeister anstimmte, wusste sie, dass die Soldaten zum Infanterieregiment Nr. 4 gehörten.

Kaum hatte der Zug gehalten, wurden auch schon die Türen aufgerissen, und wie emsige Ameisen strömten die Soldaten in die Waggonen. Jetzt konnte Annemarie auch nachvollziehen, wieso dieses Mal so viele Abteilwagen der 4. Klasse an der Lokomotive hingen.

Seit sie heute Morgen am Wiener Kaiser-Franz-Joseph-Bahnhof zugestiegen war, saß sie allein im Abteil. Dieser Umstand änderte sich jetzt schnell. Fast bereute sie, keine Fahrkarte zweiter Klasse gelöst zu haben. In den komfortableren Waggonen gab es nicht nur gepolsterte Sitzplätze mit mehr Beinfreiheit, die Plätze in der teureren Klasse waren auch immer dünn belegt und wären auch jetzt nicht voll mit Soldaten, denn sie waren den Offizieren der höheren Chargen vorbehalten.

Annemarie war erleichtert, dass sie ihre Koffer schon vor einigen Tagen nach Hause geschickt hatte und sie nur mehr mit leichtem Gepäck reiste. Instinktiv drückte sie die neue

Handtasche an sich und hoffte, dass das Abteil vom Zustrom der Soldaten verschont bleiben würde.

Dieses Hoffen blieb Wunschdenken. Nach wenigen Augenblicken wurde die Schiebetür zurückgezogen, und ein feister Soldat mit blauer Säufernase und einem unangenehmen, überraschten Lächeln, das eine Reihe ziemlich schlechter Zähne freilegte, war drauf und dran, sich neben Annemarie zu setzen. Doch bevor er sein Ansinnen in die Tat umsetzen konnte, wurde er von einem anderen Soldaten zurückgerissen, und das widerliche Grinsen verschwand aus seinem aufgedunsenen Gesicht.

»Schleich dich, Schiri! Der Platz bei dem jungen Fräulein ist schon besetzt«, erklang die befehlsgewohnte Stimme eines Soldaten, dessen Gesicht Annemarie hinter dem riesigen Kopf des anderen nicht sehen konnte. Erst als dieser enttäuscht weitertaumelte, erkannte sie ihren Retter.

»Pepi Pospischil, bist du es wirklich?«, rief sie dem jungen Mann mit weit aufgerissenen Augen zu.

»Na sicher, kleine Annamirl«, erwiderte der Soldat ebenso begeistert. Sofort riss er seinen blauen Tschako vom Kopf und schüttelte Annemarie so energisch die Hand, dass die Nadeln aus ihrer Hochsteckfrisur zu fallen drohten. Nachdem Pepi seinen Rucksack und sein Hinterladegewehr in der Gepäckablage verstaut hatte, setzte er sich vis-à-vis auf die harte Holzbank und blickte Annemarie mit ungläubigem Kopfschütteln an.

»Ich hab dich schon draußen gesehen, aber ich war mir nicht sicher, ob du es wirklich bist.«

»Hab ich mich denn so verändert?«

»Drauf kannst du einen lassen.« Pepi nickte anerkennend

und strich voller Stolz seinen gezwirbelten und perfekt pomadisierten Schnauzbart hoch.

»Damals hast du noch keinen Bart gehabt.« Annemarie lächelte ihn verschmitzt an.

»Damals bist du auch noch mit aufgeschlagenen Knien herumgelaufen, und deine Zöpfe waren zerzaust und voll von Kletten«, kam die Retourkutsche. »Du hast dich ja zu so einem verdammt feschen Dirndl gemausert.« Pepi ließ seinen anerkennenden Blick über das schöne Gesicht und die gute Figur der jungen Dame gleiten.

Verlegen blickte Annemarie aus dem Fenster und musste dabei an den aufgeweckten Jungen des Vorarbeiters im Kohlebergwerk denken, der bis zu ihrer Abreise nach Wien ihr liebster Schulkamerad gewesen war.

»Was ist denn hier für ein Auftrieb?«, fragte sie schnell, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

»Weißt du denn das nicht?«

»Nein.«

»In Eger findet das Kaisermanöver statt, zusammen mit den Truppen von Wilhelm II.«, erklärte Pepi. »Das wird ein Mordsspektakel, wenn wir die Piefkes in die Pfanne hauen.«

Plötzlich wurde die Schiebetür wieder zurückgezogen. Ein Soldat schlug vor der Tür die Hacken zusammen und hielt die gestreckten Finger der rechten Hand an seine Feldmütze.

»Herr Oberstabsfeldwebel, gestatten, näher treten zu dürfen?«, rief er in dem typisch abgehackten Militärjargon. »Alle anderen Plätze in den Abteilen sind bereits besetzt.«

»Ja, solange ihr mir das gnädige Fräulein nicht belästigt, dürft's euch hersetzen.« Er zwinkerte den Soldaten zu.

»Jawohl, Herr Oberstabsfeldwebel.« Der Mann schlug erneut die Hacken zusammen.

Sofort traten die vier Soldaten ein und verstaute so wie ihr Vorgesetzter Rucksäcke und Gewehre in der Gepäckablage, ehe sie sich auf die durchgehende Holzbank niederließen – natürlich in gehörigem Abstand zu dem gnädigen Fräulein.

»Wieso reist du denn allein?«, wandte sich der erstaunte Unteroffizier wieder Annemarie zu.

»Ach, komm schon, Pepi. Diese veraltete Moralität passt doch nicht mehr in das zwanzigste Jahrhundert. Wir leben in einer Zeit des Aufbruchs und des Wandels, und da haben Anstandsdamen keinen Platz mehr.«

»Du redest ja so geschwollen daher wie der Herr Dr. Kolowitz von Zwug«, meinte Pepi verblüfft.

»Das kommt wohl daher, weil ich auch eine Frau Doktor bin«, erwiderte Annemarie nicht ohne Stolz.

»Geh, hör auf.« Pepi winkte ungläubig ab. »Frauen dürfen ja gar nicht Ärztinnen werden.«

»Das war einmal, lieber Pepi«, entgegnete Annemarie. »Seit einigen Jahren sind auch Frauen zum Medizinstudium zugelassen. Und ich bin eine der ersten Ärztinnen, die mit *summa cum laude* promoviert hat.«

»Was hast gemacht?«, hakte Pepi verwirrt nach.

»Ach, das ist nicht so wichtig.« Annemarie schüttelte rasch den Kopf. Keinesfalls wollte sie den Oberstabsfeldwebel vor seinen Soldaten, die jedes Wort der beiden wie ein trockener Schwamm aufsaugten, dumm dastehen lassen.

»Gehst jetzt wieder nach Zwug zurück und löst den alten Medizinalrat ab?«

»Ja, ich fahre wieder nach Hause, aber nicht um den Leibarzt der Grafen von Kronstein abzulösen«, erklärte Annemarie. Auf ihre freudige Miene war plötzlich ein Schatten von Wehmut gefallen. »Seit vor drei Jahren die Frau Mutter gestorben ist, lebt der Herr Vater ein sehr einsames Leben. Ich will mich ein bisserl um den alten Herrn kümmern, damit er wieder mehr Freude am Leben hat. Ob ich ordinieren werde, steht daher noch völlig in den Sternen.«

»Ich bitte reden zu dürfen«, meldete sich der Soldat von vorhin zu Wort.

»Was hast denn am Herzen, Gustl?«

»Mit Verlaub gesagt, vielleicht möchte das junge Fräulein Doktor als Militärarzt in der k. u. k. Armee arbeiten. Vorzugsweise natürlich bei den Hoch- und Deutschmeistern. Ich bin überzeugt, dass viele Kameraden die medizinischen Dienste des Fräulein Doktor nur zu gerne in Anspruch nehmen würden.«

Das Schmunzeln der anderen Soldaten war nicht zu übersehen. Auch Pepi und Annemarie konnten sich ein Lächeln nicht verkneifen.

»Gustl, wie immer sind deine Aussagen äußerst unqualifiziert«, wies ihn der Oberstabsfeldwebel halbherzig zurecht. »Glaubst du denn wirklich, dass eine so feine Dame Interesse hat, deinen stinkenden Oberkörper abzuhorchen, um zu sehen, ob du tuberat bist?«

Jetzt ging das Schmunzeln in lautes Lachen über, und die Fahrt bis nach Zwug verlief in einem kurzweiligen, sehr amüsanten Geplauder mit den Soldaten.

Kapitel 2

Mit leisem Bedauern schüttelte Annemarie ihrem alten Schulfreund die Hand. Pepi hatte in der kurzen Zeit wundervolle Erinnerungen an längst vergangene Kindheitstage aufleben lassen und der »kleinen Annamirl« ein warmes Gefühl der Heimatverbundenheit ins Herz gezaubert.

Wie Sprungfedern schnellten nun auch die jungen Soldaten von der Holzbank hoch und legten vor der jungen Ärztin einen perfekten Diener hin. Einer der Infanteristen war Annemarie zuvorgekommen und hatte für sie die Schiebetür zurückgezogen. Bevor sie hindurchtrat, wandte sie sich noch einmal mit einem freundlichen Lächeln den Soldaten zu.

»Meine Herren, machen Sie unserem Kaiser im Manöver keine Schande.«

»Jawoll«, lautete die einstimmige Antwort der salutierenden Soldaten.

Seit dem Steinkohleabbau gab es auch in Zwug eine Haltestelle. Früher hatte Annemarie keine andere Wahl gehabt, als bis nach Pilsen weiterzufahren, wo sie von ihrem Vater oder von Jiri, dem Hausknecht, mit dem Einspänner vom Bahnhof abgeholt worden war. Nicht nur, dass inzwischen das Tempo der Eisenbahn enorm zugelegt hatte, Annemarie blieb auch der Rückweg von knapp einer Stunde erspart.

Seit die Eisenbahnstation vor einigen Jahren in Betrieb genommen worden war, war der alte Lubomir Hlavacek Bahnwärter von Zwug. Lubo – wie er von allen gerufen

wurde – lebte mit seiner Frau Ruzena in dem kleinen Bahnwärterhäuschen in unmittelbarer Nähe der Station, die wegen des schnelleren und einfacheren Transports der Steinkohle gleich neben der Grube eröffnet worden war. Ein kurzes Zufahrtsgleis führte fast direkt bis zur Grube. Auf diesem warteten ständig voll beladene Güterwaggons, um jede Woche nach Wien transportiert zu werden.

Stets piffte Lubo ein Potpourri aus Strauss-Walzern, böhmischen Polkas oder Militärmärschen vor sich hin. Diese musikalische Untermalung unterbrach er nur dann, wenn er seine an einer Kette hängende Taschenuhr aus der Westentasche zog. Durch seine Nickelbrille blickend, rief er den zusteigenden Passagieren nach Eger oder Pilsen in nicht ganz astreinem Deutsch zu: »Olles einsteigen bittaschen und die Tiren schließen!« Dann steckte er seine Trillerpfeife in den Mund und ließ einen ohrenbetäubenden Pfiff los, bevor sich der Zug keine Sekunde später in Bewegung setzte.

Etwas enttäuscht blickte sich Annemarie um, ehe sie dem Bahnwärter zurief: »Lubo, hast du vielleicht meinen Vater gesehen?«

»Bittaschen nix gesehen Herrn Direkta-Ingener, gnädiges Freilein Annemarie.« Er schüttelte bedauernd den Kopf.

»Wenn er kommt, dann sag ihm bitte, dass ich schon auf dem Heimweg bin.«

»Werd ich ihm bittaschen sagen, dem Herrn Direkta-Ingenier.«

Zum Abschied nickte Annemarie dem Alten noch einmal zu und machte sich auf den Weg zu Schloss Vlinsky.

Über den Garagen des gräflichen Anwesens belegte Leopold Polgar eine recht schöne Dienstwohnung. Die lag

aber gut und gerne drei Kilometer vom Bahnhof entfernt, sodass Annemarie unglücklich auf ihre neuen und sehr schönen Stiefeletten hinunterblickte. Ob diese den langen Fußmarsch auf der mit tiefen Fahrrippen und etlichen Pfützen versehenen Schotterstraße überleben würden, war fraglich. Wahrscheinlich würden auch ihre Füße Blasen davontragen.

Annemarie hatte ganz vergessen, wie schrecklich öde und trostlos die Gegend um die Grube herum war. Kein Baum oder sonst irgendetwas Grünes lockerte die Tristesse auf, die die tief in die Erde geschlagenen Narben hier erzeugten.

Die Wohnbaracken der Grubenarbeiter waren niedrige, lang gestreckte Häuserfronten in drei Reihen, die in unmittelbarer Nähe des Eingangs zu den Stollen errichtet worden waren. Nach jedem zweiten Fenster folgte eine schmale Eingangstür. Über dieser befand sich je ein Rauchfang auf dem durchgehenden Schindeldach. Der qualmende Rauch der vielen Schornsteine belastete die ohnehin schon unsaubere Luft noch mehr.

Während der warmen Sommermonate standen diese Türen immer offen, sodass man einen kurzen Blick auf die ärmlichen Wohnverhältnisse werfen konnte. Die Wohnungen hatten nicht mehr als zwei Räume, in denen oft mehr als zehn Personen leben mussten. Das ganze Jahr über waren zwischen den Häuserreihen Wäscheleinen gespannt. Die Frauen der Bergarbeiter wuschen auf der Straße in runden Holzzubern ihre Wäsche, die sie dann gleich zum Trocknen auf die Leinen hängten. Lang blieb die frisch gewaschene Wäsche aber nicht sauber. Der böhmische Wind trug stets den Kohlestaub mit sich, sodass die Kleidung bald wieder mit dem üblichen Grauschleier versehen war.

Den bedrückendsten Anblick aber boten die Kinder. Barfuß, schmutzig von Kohlestaub und Grind, teilweise unterernährt und oft heftig hustend, spielten diese schwächlichen Gottesgeschöpfe in den vom Gewitterregen aufgeweichten Straßen, wo ihre kleinen Füße bis zu den Knöcheln im schlammigen Boden versanken.

Misstrauisch hielten sie in ihrem Spiel inne und beobachteten die feine Dame, die in ihrem eleganten Reisekostüm und ihrer neuen Handtasche auf der oberhalb liegenden Zufahrtsstraße entlangging. Beim Anblick der armen Würmer, von denen einige der Jungen schon bald mit den Vätern in die Grube hinabfahren würden, begann in Annemarie ein ohnmächtiger Zorn zu lodern. Während die Männer hier um einen Hungerlohn schufteten, um ihre Familien mehr schlecht als recht über die Runden zu bringen, lebte die Grafenfamilie in Reichtum.

Das Einzige, worunter diese armen Kreaturen hier nicht leiden mussten, war die Kälte der harten Wintermonate Westböhmens. Während des Jahres sammelten die Kinder die kleinen Kohlestücke, die von Förderband und Förderwagen fielen. Annemarie wusste, dass ihr Vater auch wegzusehen pflegte, wenn die Kinder Kohle von den Waggons stahlen und diese blitzschnell in ihren braunen Jutesäcken verschwinden ließen. Nur allzu sehr war dem Direktor bewusst, dass die fehlende Arbeitskraft kranker Kumpel mehr kostete als das bisschen Kohle, das gestohlen wurde, um es zu Hause halbwegs warm zu haben.

Und als hätte dieses ernüchternde Szenario kranker Kinder und erschöpfter Frauen Annemarie auf die Sprünge ge-

holfen, wusste sie plötzlich, dass ihre Berufung hier nicht nur darin lag, ihrem verwitweten Vater den Haushalt zu führen.

In dieses neue Gedankenkonstrukt versunken, sah sie, wie der Einspänner ihres Vaters die Straße zum Bahnhof hinabgeprescht kam.

Schon von Weitem erkannte sie, dass der einst so stattliche Leopold Polgar zu einem Schatten seiner selbst geworden war. Sein verhärmtes Gesicht hielt er unter einem grauen, dichten Kaiser-Franz-Joseph-Bart versteckt; genauso, wie seine traurigen Augen unter einer Brille ähnlich der, die der alte Lubo trug, kaum zu erkennen waren.

Annemarie konnte sich noch gut erinnern, welche glückliche Ehe ihre Eltern geführt hatten. Als Agneza Polgar an den Folgen einer Blutvergiftung starb, wurde mit seiner Frau auch das Herz des Grubendirektors zu Grabe getragen.

Damals hatte Annemarie als Medizinstudentin vor ihrem ersten Rigorosum gestanden. Sie war drauf und dran gewesen, das Studium hinzuwerfen, um ihrem völlig verzweifelten Vater beizustehen. Diese Rechnung hatten die Polgars aber ohne die Wetti-Tant gemacht. Der Einsatz und die Hoffnung, die sie in ihre Nichte investiert hatte, durften nicht einfach hingeschmissen werden. Als staatlich geprüfte Ärztin sollte Annemarie in eine reine Männerdomäne eindringen. Sie sollte eine der ersten Frauen sein, die diese fest zementierte Struktur an Überheblichkeit, Ignoranz und Frauenfeindlichkeit aufbrach. Es war einfach an der Zeit, dem patriarchalisch geführten Kaiserreich einen weiteren Schuss vor den Bug zu setzen.

In ihrem Automobil, das die Wetti-Tant natürlich selbst und dazu noch in einem dieser skandalösen Hosenröcke chauffierte, war die Geschäftsfrau mit wehenden Fahnen nach Zwug geprescht. Zurückhaltung hatte noch nie zu den Stärken von »Madame Legrande« gehört. Ohne Begrüßung, aber dafür wie ein Berserker war sie über ihren älteren Bruder hergefallen und hatte dem ohnehin schwer angeschlagenen Witwer die Leviten gelesen.

Nachdem sie dem in Selbstmitleid badenden Polgar klargemacht hatte, dass seine Tochter ihre vielversprechende Zukunft nicht für ihn aufgeben durfte, bat er Annemarie, ihre Studien in Wien wieder aufzunehmen. Aber mit jedem Jahr, in dem Annemarie in den Ferien nach Hause gekommen war, hatte ihr Vater mehr an Gewicht verloren und sich noch tiefer in seine Arbeit vergraben, als es vorher schon der Fall gewesen war. Ihm fehlte seine Agneza einfach so sehr.

Nun stieg er mit einem glücklichen, aber auch wehmütigen Lächeln vorsichtig wie ein Greis von seinem Wagen und schloss die Tochter erleichtert in die Arme.

»Annamirl, es tut mir so leid, dass ich mich verspätet habe«, entschuldigte er sich. »Der Herr Graf wollte unbedingt noch die Auflistung der abgebauten Kohle für den letzten Monat durchgehen und die Gewinnspanne daraus ermittelt haben.«

»Das macht doch nichts, Herr Vater.« Annemarie lächelte ihn voller Zuneigung an. »Geht es Ihnen denn gut?«

»Wenn ich meine schöne Tochter bei mir habe, geht es mir doch immer gut.« Er half ihr in den Wagen.

»Jetzt gehe ich nicht mehr fort und bleibe bei Ihnen.« Sie nickte ihm zuversichtlich zu.

»Da wird die Wetti aber keine Freude haben, wenn du nicht mehr bei ihr lebst«, sagte er, während er den Einspanner mitten auf der Straße wendete.

»Sie wissen doch, wie impulsiv und unberechenbar Ihre Schwester ist.« Annemarie zwinkerte ihm verschlagen zu. »Jetzt, wo sie sich nach ihrem kleinen Ford Roadster diesen rasend schnellen Sportwagen eines gewissen Daimler aus Deutschland zugelegt hat, prescht sie mit fast hundert Stundenkilometern über die Landstraßen. Ich bin überzeugt, dass uns Ihre liebe Schwester nun häufiger besuchen wird.«

»Wenn sie weiterhin wie eine Verrückte fährt, wird sie bald einen Baum um den Hals nehmen«, sagte Polgar mit sorgenvoller Stirn.

»Nicht die Wetti-Tant«, erwiderte Annemarie zuversichtlich. »Sie wissen doch, dass es sich unsere Madame Legrande zur Lebensphilosophie gemacht hat, mindestens so gut wie ein Mann zu sein. Mit ihrem Auto zu verunglücken, passt einfach nicht in ihre Lebensphilosophie. Wenn sie stirbt, dann muss ihr Abgang wesentlich dramatischer sein, wie zum Beispiel ein Duell oder ein Absturz aus der Eiger-Nordwand, wo sie für immer in einer Gletscherspalte begraben und ein Mysterium bleiben wird.«

Verwundert schüttelte Polgar den Kopf. »Ich habe einfach keine Ahnung, woher dieses schwächtige Weibsbild den Eigensinn nimmt, sich über alle Konventionen hinwegzusetzen.« Er blickte seine Tochter, die seinen Arm ganz eng an sich gedrückt hielt, voller Stolz an. »Nun ja, wenn ich auch keine Ahnung habe, wer von unseren Vorfahren der Wetti dieses Temperament vererbt hat, so weiß ich aber ganz sicher, an wen sie es weitergegeben hat.«

Kapitel 3

In der schönen, behaglichen Wohnung der Polgars hatte sich in den Jahren nach dem Tod der Mutter nichts verändert. Fast schien es so, als ob Agneza noch leben würde und jeden Moment mit ausgebreiteten Armen und einem warmen Lächeln auf den Lippen aus dem Salon auf ihre Tochter zukommen würde. Statt der Mutter kam ihr nun die wohlbeleibte Haushälterin mit ihrer schneeweißen und wie immer gestärkten Leinenschürze entgegengelauften. Mit Tränen der Freude in den Augen drückte Dorota das junge Fräulein an sich.

»Jeschusch-Maria, mecht ich bittaschen sogen, wie groß und schen unsere klane Annamirl geworden ist«, sagte die Haushälterin mit tränenerstickter Stimme und küsste die Tochter des Grubendirektors mit zwei lauten Schmatzern auf die Wangen. »Allerhechstes Glick von die Frau Direkta-Ingener ist gegongen in Erfüllung, dass ihre Tochter jetzt eine richtige Frau Dokta ist. Schod, dass die Frau Direkta-Ingener nix mehr erleben hot dirfen.«

»Ach, Dorota, ich bin doch nur eine Ärztin, die ihr Wissen aus Büchern hat. Aber die Frau Mutter war eine gottbegnadete Heilerin, die keine Bücher brauchte, um zu wissen, wie sie Kranke wieder gesund machen konnte.«

Seufzend blickte die keine, mollige Haushälterin zu Annemarie hoch und sagte von großer Traurigkeit erfüllt: »Gott hob sie selig. Jetzt sollte das junge Freilein mit die Herr Direkta-Ingener in die Speisezimmer gehen. Dort wor-

ten schon die behmischen Knedel und das Szezediner Gulasch auf mei scheene Prinzessin.«

»Danke, Dorota«, sagte Annemarie. Das böhmische Deutsch der Haushälterin hatte ihr gefehlt. »Gibt es auch ein gutes Pilsner oder Budweiser?«, fragte sie verwegen.

Dorota lächelte konspirativ. »In der Frie hob ich schon geschickt den Jiri noch Pilsen in die Brauerei, um zu holen kleines Foss Bier für gnädiges Freilein. Hob das Bier grad aus dem Eiskeller geholt und ist noch gonz kolt.«

»Wunderbar.« Annemarie klatschte erfreut in die Hände. Die Wetti-Tant hatte nie erlaubt, dass sie Bier trank. Dem Vater war es mittlerweile egal, weil er sich an solchen Banalitäten einfach nicht mehr stoßen wollte.

Wie so oft schlug sich Annemarie auch dieses Mal mit Dorotas wunderbarem Essen den Bauch voll und spülte es mit einem köstlichen Pilsner hinunter. Den krönenden Abschluss bildeten natürlich die Powidl-Tatschkerln, die die Heimkehrerin aber fast nicht mehr hinunterbrachte.

»Dass ich es nicht vergesse«, sagte der alte Polgar, der wie üblich genauso wenig aß, wie er redete. »Du bist morgen um fünfzehn Uhr zum Tee ins Schloss eingeladen.«

Sofort ließ Annemarie das Besteck auf den Teller sinken und blickte ihren Vater entsetzt an.

»Wieso werde ich zum Tee eingeladen? Das ist noch nie der Fall gewesen. Sie wissen doch genau, dass mich die Gräfin so gut leiden kann wie der Teufel das Weihwasser.«

»Es war auch nicht die Gräfin, die dich eingeladen hat, sondern Seine Erlaucht«, stellte Polgar richtig. »Als ich dem Grafen heute sagte, dass ich dich vom Bahnhof abholen muss, hat er dich ganz spontan zum Nachmittagstee eingeladen.«

»Und wieso sind Sie nicht eingeladen?«

»Kind, du bist jetzt eine Frau Doktor und die Stufenleiter der Gesellschaft hochgestiegen. Außerdem kommst du gerade aus Wien. Die Herrschaft ist nicht nur auf dich neugierig, sie will auch über den neuesten Klatsch in der Hofburg in Kenntnis gesetzt werden.«

Sofort musste Annemarie an die Geschichten der Wetti-Tant denken, die über die gräfliche Familie besser Bescheid zu wissen schien als die Kronsteins selbst. Demnach war Graf Ferdinand von Kronstein weit umgänglicher als seine griesgrämige Frau Eleonore, der man einfach nichts recht machen konnte. Die Gräfin entstammte einer reichen Baronie und hatte das Schloss, das Gut und das Bergwerk mit in die Ehe gebracht. Dieses beträchtliche Vermögen dürfte auch der Grund gewesen sein, wieso der attraktive, aber verarmte Graf Ferdinand aus altem, bis in die ersten Kreuzzüge zurückreichenden Adelsgeschlecht die nicht besonders attraktive und leider auch zänkische Baroness geheiratet hatte. Mit Eleonores enormer Mitgift war der Graf in der Lage gewesen, der desolaten Burg Hohentann, dem Stammsitz der Kronsteins, den Rücken zu kehren und auf Schloss Vlimsky das angemessene Leben eines ehrwürdigen, gut situierten Landgrafen zu führen.

Nachdem Seine Durchlaucht seine Pflicht, männliche Erben zu zeugen, erledigt hatte, widmete sich Graf Ferdinand – wie so viele andere adelige Männer, die durch eine lieblose Vernunftsehe an ihre Ehefrauen gekettet waren – wieder seinen Affären, die sich oft unter den »Hupfdohlen« des Hofopernballetts abspielten. Im Kreise der hübschen, zierlichen Balletteusen war der schneidige Ferdl ein großzügiger

und somit auch gerne gesehener Gast. Der verbitterten Gräfin, die das Doppelte dieser Mädchen wog, blieb nichts anderes übrig, als vor der durchaus üblichen Tatsache eines fremdgehenden Ehemanns die Augen zu verschließen. Zumeist blieb Eleonore auf dem Landgut, während ihr Mann einen Großteil des Jahres im Wiener Stadtpalais der Kronsteins logierte und ein flottes Leben in den Theatern, der Oper oder bei glanzvollen Bällen führte.

Nur zur Sommerfrische und natürlich auch während der Jagdzeit, zu der meist honorige Persönlichkeiten eingeladen wurden, kehrte er auf das Gut zurück. Diese Gesellschaften waren für die unter krankhaften Standesdünkeln leidende Eleonore die gesellschaftlichen Höhepunkte in ihrem ansonsten leeren Terminkalender. Durch diese Festivitäten fühlte sie ihre Persönlichkeit aufgewertet – was sie für kurze Zeit freundlicher stimmte.

Dieser Minderwertigkeitskomplex war zweifelsohne auch auf die ermordete Kaiserin Elisabeth zurückzuführen, zu deren Hofdamen Eleonore für kurze Zeit gezählt hatte. Der niedrige Adel von Eleonores Familie war Sissis Ansprüchen nicht gerecht geworden, ebenso wenig hatte Eleonores pummeliges Aussehen mit dem nicht geraden hübschen Gesicht den Vorstellungen der Kaiserin entsprochen. Nachdem die Monarchin sie vor den Hofdamen einige Male bloßgestellt hatte, enthob sie Eleonore schließlich ihres Amtes und verbannte sie aus der Hofburg und aus Schönbrunn und überhaupt aus ihrem Gesichtsfeld.

Selbst nach so vielen Jahren war diese entwürdigende Behandlung eine nie verheilte Wunde auf Eleonores geschun-

dener Seele. Dieser Umstand führte zu einer beinahe ständigen Übellaunigkeit, die bestimmt auch dazu beigetragen hatte, ihren Gemahl in die Flucht zu schlagen.

Schon von Kindesbeinen an war sich Annemarie der Abneigung der Gräfin gewiss gewesen. Dieses Problem hatte sie aber nicht persönlich genommen. Eleonore mochte niemanden, außer ihre beiden gut geratenen Söhne.

Bei dem Gedanken an diese hellte sich Annemaries Gesicht auf, und so nebenbei wie möglich fragte sie: »Wird auch ... Max zum Tee kommen?«

»Ich weiß nicht, ob er schon zurück ist«, erwiderte Polgar mit einem Anflug des Bedauerns.

»Wo ist er denn?«

»Der junge Graf hat letzten Monat geheiratet und ist vielleicht noch auf Hochzeitsreise.«

»Was! Er hat ... geheiratet?«, entfuhr es Annemarie. »Wen hat er denn zur Frau genommen?«

»Seine Gemahlin stammt aus Südtirol. Baronesse Cäcilia von Bernadotti. Im letzten Winter hat er sie am Ball zu Hofe in der Hofburg kennen- und lieben gelernt.«

»Oh«, sagte Annemarie. Sie fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen.

Mitfühlend drückte der alte Polgar die plötzlich kalte Hand seiner Tochter.

»Kind, dir muss doch klar gewesen sein, dass eure Zuneigung füreinander niemals eine Zukunft gehabt hätte. Max ist der Erbe und zukünftige Graf von Kronstein, und du bist eine Bürgerliche aus einfachen Verhältnissen.«

»Und wieso sollte das nicht möglich sein?«, begehrte sie auf. »Vieles hat sich in den letzten Jahrzehnten verändert.

Und wenn sich zwei Menschen wirklich lieben, dann ist dieses Dogma ohne Bedeutung.«

Müde schüttelte der Direktor den Kopf und legte nun ebenfalls sein Besteck auf den kleinen Teller zurück.

»Sei doch nicht so verbohrte«, mahnte er. »Wenn sich die Welt auch weiterentwickelt, so endet dieser Fortschritt doch an den Schranken der Aristokratie. Unter allen Umständen will der Adel seine Traditionen und die damit verbundenen Sonderrechte und Vorteile aufrechterhalten. Max musste eine Adelige heiraten, die ihm Erben schenkt, damit die blaublütige Linie erhalten bleibt.«

»Er kann mich doch nicht einfach vergessen haben.« Annemarie hörte ihrem Vater kaum noch zu.

»So ist es aber«, erwiderte Polgar endgültig. »Ihr habt euch jetzt über sieben Jahre nicht mehr gesehen. Das ist eine sehr lange Zeit, in der Gefühle verblassen. Besonders dann, wenn man sich in der Welt des Hochadels bewegt und ständig neue Eindrücke gewinnt, die Empfindungen und Schwüre rasch in den Hintergrund rücken lassen. In den vergangenen Jahren hat Max kein einziges Mal nach dir gefragt. Er hat dich vergessen, mein liebes Kind.«

Annemarie wurde von seinen nüchternen Worten ganz übel.

»Aber ich hab ihn nicht vergessen«, flüsterte sie kummervoll.

Mit großem Mitleid erfüllt, sah Polgar seine Tochter an.

»Wieso fährst du nicht noch für ein paar Tage zur Sommerfrische nach Karlsbad?« Er wollte sie offenbar auf andere Gedanken bringen. »Zu dieser Zeit sind noch viele Kurgäste in den Heilquellen. Vielleicht begegnest du ja einem netten

Mann aus guter Familie, der dich den jungen Grafen vergessen lässt.«

Jetzt fing ihr Vater an, genauso penetrant zu werden wie die Wetti-Tant, die ihre Nichte unbedingt unter die Haube bringen wollte.

»Wenn Sie mich bitte entschuldigen wollen, Herr Vater«, bat Annemarie mit tonloser Stimme und stand auf. Keinesfalls wollte sie sich auf dieses Gespräch einlassen, das sie mit ihrer Tante schon unzählige Male geführt hatte. »Die Reise war sehr anstrengend, und ich bin wirklich müde.«

»Natürlich«, erwiderte der Direktor betroffen und stand ebenfalls auf.

Als Annemarie bei der Tür angekommen war, wandte sie sich ihm noch einmal zu.

»Ist es mir denn noch erlaubt, mit einem der Pferde aus dem gräflichen Stall auszureiten?«

»Ganz bestimmt«, erwiderte Polgar. Zumindest in dieser Hinsicht konnte er seine Tochter beruhigen. »Nachdem Seine Erlaucht erfahren hat, dass du zurückkehrst, erwähnte er, dass das gut ist, denn dann würde endlich wieder jemand die Pferde des gräflichen Reitstalls bewegen.«